

Zum 100. Todesjahr des russischen Schriftstellers

Čechov immer wieder

Gabriele Wohmann

„Tu's nicht, Emily, tu's nicht!“ Das ist mein Selbstwarnzitat aus Thornton Wilders Schauspiel *Unsere kleine Stadt* – seit Jahrzehnten kopieren meine Schwester und ich in gewissen Verlockungs-Not-Lagen die Stimme der Darstellerin aus der längst historischen Erstaufführung – ach, weit abgelegene Vergangenheit, in der man noch so stark zu beeindrucken war ... „Tu's nicht, Emily, tu's nicht ...“, aber der zweite Teil des Ratschlags passt nicht in meine jetzige Entscheidungspein beim Handgepäck. „Es ist nicht, was man sich davon verspricht“, bekommt die kleine, ihr kurzes Leben nachspielende Emily zu hören. Es wäre jedoch, was ich mir davon verspreche, wenn ich nachher in meinem Zug nach Osnabrück Erzählungen läse, die ich schon kenne, besser: die ich gekannt habe, die mein Gedächtnis so gern zurückgewinnt wie Seitenblicke da- und dorthin im Verlauf der Strecke, die ich auch kenne, auch kannte, und so weiter nach dem Wiederholungsprinzip, durch das ich oft genug mein Leben angetrieben weiß, ob ich es will oder nicht ...

Aber trotzdem, ich warne mich, kurz bevor ich wieder einmal abreise, vor meinem eigenen Bedürfnis, ein Buch von Anton Čechov einzupacken. Ist das überhaupt noch ein Lesebedürfnis? Ist das vernünftiges Weiterkommen in meiner Biografie als Geisteswesen, als jemand, der hinzulernen sollte – ha! Als könne man nicht neue Erfahrungen mit alten Erfahrungen machen oder so: beim Erinnern an sich selber von früher, man lernt

von sich, man landet bei sich, „wie man wird, was man ist“, sagt Schopenhauer, ähnlich sagt es Kierkegaard, ich könnte auch wieder einmal mit Kierkegaard nach Osnabrück fahren oder nächste Woche nach München ..., und schon habe ich einen Čechov-Erzählungsband in der Hand, das Telefon klingelt, ich lege das Bändchen hin, bin jetzt abgelenkt, ich höre noch „tu's nicht, Gabriele, tu's nicht“, hier liegt das Theaterstück, das du aus dem Französischen ins Deutsche „nachdichten“ sollst, das wäre einmal etwas anderes, dort: Gottfried Keller, du hast noch zu entscheiden, ob du diese Gottfried-Keller-Ausgabe wirklich nicht machen wirst, auch das wäre einmal etwas anderes ..., und dieser kleine Stapel mit Neuerscheinungen, was ist damit, welches Buch wiegt nicht zu viel, in Gramm gemessen – und doch so viel, dass es Kopf und Seele stark genug beansprucht?

Sei gescheit, vergiss den Drang, in letzter Minute doch noch das ungelesene Buch – egal fast, welches – gegen gelesenen Čechov einzutauschen.

Gut so, lobe ich mich, ich habe mich erwachsen-wissbegierig entschieden und werde mich auf etwas Unbekanntes einlassen, Roman, Erzählung, Essays – aber wenn es mir nun nicht gefällt? Es gefällt mir, das heißt ja viel, denn es heißt: Es nützt mir. Schon tummeln sich Erinnerungen an Čechov-Passagen anheimelnd, ja anheimelnd für Bahnsteige und Hotelzimmer, mir fallen Sätze ein – und sie nützen mir – über das fatalistisch-betrübte

Mitleid eines Protagonisten mit einem erschossenen und als delikates Gericht auf dem Esstisch aufgebahrten Rebhuhn; das Rebhuhn kommt ihm schöner und intelligenter und fantasievoller vor als die junge Gastgeberin, die es auftischt. Von Fundstellen wie dieser möchte ich doch nie verlassen sein. Lesematerial für Reisen – das hat den Rang von Lebensmitteln, wortwörtlich, von Proviant. Schon ertappe ich mich bei Ergänzungshandgriffen am leichten Gepäck. Esswaren und schließlich eben doch Čechov-Geschichten machen es etwas zu schwer für meine Absicht, rasch und unbehindert überall vom Fleck zu kommen. Aber das Nützen! Die beste Gesellschaft will ich haben. Auf den Beistand von gutartiger Ironie als Existenzblickwinkel zu verzichten wäre töricht, klug aber ist es, nach Čechov-Manner auf die kommenden Bedingungen zu schauen.

Entrückte Schreibzeit

Oft komme ich auf meinen Reisen über die Zeitungslektüre gar nicht hinaus, wie auf einer Alibi-Suche, und manchmal will ich mich sogar davor drücken, in der Bibel nachzuschlagen, das ist wie Faulheit, Lässigkeit angesichts wichtiger Empfindungen, nie sind wichtige Empfindungen so ganz bequem, und doch: Er ist ja unentbehrlich, der kleine Moment mit dem großen Himmelstrick, mit dem Hinweis, mit der unanschaulichen Anschaugung – kleiner gläubiger Aberglaube; er ist so unentbehrlich wie Čechov-Vergnügen zur Bewusstmachung, diese Stelle von der Hausfrau (aus der Erzählung *In der Heimat*), die vor lauter Erleichterung darüber, dass ihre Gäste endlich aufbrechen, freundlich vorschlägt: „Wollen Sie nicht noch ein wenig bleiben?“ Ich muss auf meiner Anhänglichkeitseigenschaft wie auf einer eigenen, nur mir möglichen Fährte bleiben, auf einer Wiederholungsspur. Ich lese in der Erzählung *Ariadna* vom „charakterschwachen Menschen“,

Anton Čechov

Der russische Schriftsteller in einer Aufnahme aus dem Jahr 1889. Er wurde am 29. Januar 1860 in Taganrog geboren und starb am 15. Juli 1904 in Badenweiler.

Zu seinen bekanntesten Werken gehören die Dramen „Die Möwe“ (1896), „Onkel Wanja“ (1897) und „Der Kirschgarten“ (1904). © dpa



der offen herumliegende Briefe auf den Schreibtischen anderer Leute unweigerlich lesen muss, und ich halte ein, bin wirklich gerührt: Diese Passage erkenne ich wieder, ich fand sie in den „Notizbüchern“, in eckigen Klammern, die besagen: verwendet, verwertet. Und mir fallen die vielen Sätze ein, die nicht in eckigen Klammern stehen, und ich begreife Čechovs resignierten Ausruf: „Fünf Jahre Arbeit ...“

Von meiner amerikanischen Kollegin Joyce Carol Oates weiß ich, dass sie Čechov'sche Motive zu eigenen Erzählungen genutzt hat: Eine gute Idee, finde ich, weiß aber – durch diesen Kunst-In-

stinkt, ohne den kein noch so kleines Schreibstück gelingt –, dass ich mir für mich selber von solcher Nach-Folge-Weiterentwicklung nichts versprechen kann; bei aller Sympathie, die enger nicht binden könnte, sind mir doch die russischen Menschen, Szenen, gesellschaftlichen Konstellationen zur Schreibzeit des Čechov entrückt, nicht mit dem Nachvollzug als einem äußerst sublimen Genuss, aber dem eigenen Schreibimpetus.

Wer heutzutage damit anfangen will, Anton P. Čechov gern zu haben, ist leichter zu versorgen als der Anhänger von früher, denn der Diogenes Verlag hat mit der Publikation des Gesamtwerks die vielfältige Prosa in Kassetten systematisiert. Meinem eigenen Čechov-Charaktermerkmal – so nenne ich meinen Trieb zum Wiederlesen ja vielleicht am besten, wie den Vermerk im Personalausweis, bei „persönlichen Kennzeichen“ –, diesem Charaktermerkmal also nützt schon der Blick auf alle diese Bände, sie sind zum Čechov-Universum angeordnet, und sie bilden einen Kontrast zu meiner vorherigen Čechov-Bibliothek, die mir aber weiter als Reiseproviant-Bibliothek dient und mehr dem Kosmos vor dem Urknall ähnelt, mit lauter Umfang, Einband, Lebensalter, Verlagsherkunft, unterschiedlichen Büchern.

Abschiednehmend denke ich – aber schwunglos, denn ich weiß, es ist nichts Handliches verfügbar –, ich könnte mehr lesen von Verfassern meiner Leitmotiv- und Lieblingssätze: Zwingli und seine Variante der Gebote, wo fände ich sie? Ich begnüge mich weiter mit seinem Imperativ im Bewusstsein: „Du sollst keinen anderen Menschen erschrecken.“ Georg Christoph Lichtenberg: „Es tun mir viele Sachen weh, die andern nur Leid tun.“ Beide Stellen könnte man in Beziehung zueinander setzen wie für eine Dramaturgie von Čechov-Geschichten. Die kenne ich, wie man alte Bekannte kennt, aus der Erinnerung, oft mit Heimweh oder mit ei-

nem Nachgeschmack an Stimmungen. Ungenau, aber geliebt.

Reisegesellschaft

Unordnung meiner Lesegewohnheiten! Oft habe ich vor, mit einer Gesetzmäßigkeit dagegen anzugehen – doch passt die nicht zu mir und zum Vergnügen, das das Lesen sein kann, zum Vergnügen bei Čechov. Wirklich, ich brauche diese Verlässlichkeit in meiner Reisetasche, ich habe heute den Komplex drei Tage Osnabrück vor mir samt Nahverkehr zwischen Darmstadt und Mainz und Zugverspätungen, Hotel mit noch ungewiss mittlerem Zimmer, den Portier, dessen rugbyballförmiges Gesicht mir jetzt einfällt, und wie ich ihn freundlich stimme. Diesmal wird ein altmodisch gebundenes Buch aus der Reihe der entschwundenen „Hafis“-Bücherei mir beistehen, eine Sammlung Čechov-Geschichten mit dem Titel *Russische Erzählungen*. In dem schmalen, aber inhaltsüppig gesetzten Band suche ich vergebens nach dem Erscheinungsjahr, es gibt nur den Anhaltspunkt des damaligen Ladenpreises: 1 D-Mark 50. Sehr weit muss also diese Anschaffung, die auf meinen Bücher liebenden Vater zurückgeht, von meinem heutigen Reisedatum, einem Novembertag 1983, entfernt sein.

Als eine Art Sicherheitsmaßnahme gruppiere ich die dünne rororo-Monografie zur Primär-Literatur Čechov, Neues Testament und Psalmen, ein schmaler Band betitelt *Trost bei Goethe* – das kommt mir schon wie eine ganz schön existenzielle Reisegesellschaft vor, dort in der Tasche neben den Esswaren, und diese Lesemanier, die einschließt, dass ich vielleicht mehr in Gedanken als auf dem Papier lese, ist, ähnlich dem Schreiben, eine Angelegenheit meines Organismus geworden, ist keine Zutat, vielmehr Lebensangewohnheit – selbstverständlich wie Essen und ebenso notwendig und wie Empfinden, durch Lek-

ture und über sie hinaus, neben ihr her, wie Landschaftsvergewisserungen während der Fahrt, wie das Wiederholen von Čechov-Passagen, ich lese jetzt von der Notwendigkeit privater Geheimnisse, lese den Schlüsselsatz aus *Die Dame und das Hündchen*, die ganze Erzählung brauche ich jetzt nicht, es genügt die, später verwendete, Eintragung im *Notizbuch Čechovs*, dieser freundlichen, einladenden Fundgrube voller Beobachtungen, anderer Menschen, Wahrnehmungen in Natur- und Physiognomie-Gefilden, belauschter oder erdachter Dialoge und imaginiertem Empfinden; ich kann in den Notizbüchern so neugierig lesen, als seien die Details schon zum Roman gefügt, für mich genügen die Splitter, aber mit wie großem Vergnügen erkenne ich sie wieder, nachdem Čechov sie in den Zusammenhang einer Geschichte gebracht hat, und also lese ich bald hier, bald dort, und wieder spüre ich dem Satz des Verfassers nach: „Fünf Jahre Arbeit... Material für fünf Jahre ...“

Bis Osnabrück habe ich keinen *Trost bei Goethe* gebraucht und die Zeitungen so uninteressant gefunden, wie sie waren. Kollegiales Gefühl, das gar nicht so leicht unter Zeitgenossen zu haben ist, spielt immer mit zwischen mir und einem Schriftsteller, der ungern das formulierte, was wir heute als „Selbstaussagen“ hochhalten, und der Manifeste nicht unterschreiben wollte und Gesinnungsappelle verabscheute, einer also, der den Anspruch meines anderen Reisebegleiters, Goethes, ideenreich-individualistisch erfüllte: „Geselle dich zur kleinsten Schar.“

Čechov, der heutzutage – ähnlich wie in seiner eigenen Lebenszeit – keinem so ganz geheuer gewesen wäre, nirgendwo sich so richtig einordnen ließe, der auch heute nicht gewürdigt würde, der seinen neugierig-ironischen, nicht herzlosen Blick auch auf sich selber richtete und doch gewiss nicht immer damit Glück hatte, seine eigene Berufssache nur wenig

ernst zu nehmen. Immer wieder gerate ich in die Eintragungen, wo sich die Porträts geplanter Hauptpersonen durch den Wunsch, eines Tages große Schriftsteller zu sein, unglücklich – denn das Scheitern scheint unentrinnbar – zur Leidensmiene verziehen..., aber immer sind sie uns für ein Lächeln freigegeben.

Jetzt geht es mir so gut wie manchmal unterwegs. Manchmal denke ich, jetzt habe ich genug. Es ist Nacht im Hotelzimmer, simultan zum philippinischen Spätfilm lese ich Čechov, nun wieder *Ariadna*, und ich schreibe ein bisschen an diesem Text hier über Čechov, und der 23. Psalm passt immer dazu; ich habe mit zu Haus konferiert, vorhin am Telefon da drüben, danach über den „Großen Wagen“ und die „Schlinge“ am westfälischen Nachthimmel, während einer Rückfahrt im Auto vom Abstecher nach Melle, und ich finde in *Ariadna* und dann in der Geschichte *Morast* wieder die eingeflossenen Vorformen. Die ungeschickte, sehn-suchtsgesteuerte Suche nach der Vollkommenheit! Der männliche Held in *Ariadna* schlittert in eine Ehe der fahrlässig verschusselten Gefühle, aber er hat geliebt und wenigstens das Empfindungsglück, sein Unglück zu spüren. Während der Spielfilm aus Manila in seiner zeitgenössischen Direktheit für den Helden aus Čechovs *Ariadna* in ungeahnten Ausmaßen anstößig wäre, pornografisch, ähneln einander doch die innerlichen Fehlerhaftigkeiten, die den Menschenumgang imprägnieren, auch nach neunzig Jahren, und mich, als jemanden, der schreibt und auf das Schreiben bezogen liest, Čechov immer wieder, werden sie nicht ruhen lassen, und jetzt, als ich gerade noch dachte, fast genug zu haben, fällt mir eine meiner Lieblingsgeschichten ein, die vom Hauslehrer, und die habe ich nicht im Reisegepäck für die drei Tage Osnabrück – und schon freue ich mich, dass es mitstets demselben Čechov und meiner Lektüre so weitergehen wird, immer weiter ...